

All die Thränen, die ich weinte,
 Trieben einer Mühle Rad.
 Gleich dem Öle in der Lampe
 Beht sich auf mein Lebenspfad.

Zener Junge, roth an Wangen,
 Ferne wird er sein von mir!
 Wenn auch er mich erst verlassen,
 Was soll werden dann aus mir?

Wüßtet Ihr doch, theure Jungen,
 Was der Liebe Seufzer spricht!
 Ach, man stirbt und wird begraben,
 Doch die Schmerzen sterben nicht!

Möglich, daß ich morgen scheide,
 Ach, ich ärmstes Unglückskind,
 Geb' mein Herz dir zum Pfande,
 Treu bewahr's als Angebind.

Macht das Kreuz jetzt, junge Mädchen,
 Denn der Bursche wird Soldat,
 Freit nun Lahme, freit nun Krüppel,
 Freit, wer einen Höcker hat.

Welche Seufzer aus der Ferne!
 Was wird aus der Liebe dein?
 Willst die Treue du mir halten,
 Soll sie dir gehalten sein.

Die friaulischen Volkslieder haben, insoferne sie nicht religiösen Inhalts sind, meist einen derb realistischen Zug und enthalten häufig gewagte Scherze.

Eine unverstiegbare Quelle echter Volkspoesie bleibt immerdar die See, mag sie in majestätischer Ruhe daliegen, unabsehbar, bis wo sie am fernen Horizont dem Himmel sich vermählt, mag sie vom Sturm erregt den kühnen Segler mit Verderben bedrohend am felsigen Ufer, das die Natur ihr als Grenze gesteckt, oder am Steindamm, den des Menschen Hand zu eigenem Schutz aufgeführt hat, hochausschäumend branden. So möge denn den Abschluß dieser Schilderung ein Liedchen bilden, wie es der Fischer von Grado träumend zu singen liebt, wenn er nach vollbrachtem Tagwerk in heller Mondnacht dem Städtchen zurücker und der Geliebten denkt, die am Hafen seiner harret:

Canzone gradese.

Lisetta guarda, bella è la luna,
 Argento piove sulla laguna;
 Non è una nuvola, quieto è il mar.
 Lisetta, in gondola ti voi menar?

La bavisella, che va soffiando,
 Con quel bel viso, di quando in quando
 I biondi boccoli te li fa far.
 Lisetta, in gondola ti voi menar?

Volkslied aus Grado.

Lisette schau, der Mond gießt rein
 Auf die Lagune Silberschein,
 Es ruht die See, kein Wölkchen hier,
 Fährst in der Gondel du mit mir?

Das Lüftchen, das im West ersteht,
 Dein schönes Antlitz sanft umweht,
 Und kost die blonden Locken dir.
 Lisette, fährst du wohl mit mir?

Volkscharakteristik in der Umgebung von Triest.

Die nächste Umgebung von Triest, sein Gebiet oder Territorium, wie man sie gewöhnlich heutzutage nennt, war im Mittelalter nur spärlich bewohnt. Ein großer Theil war mit ausgedehnten Eichenwäldern, welche in den ältesten Gemeindefstatuten unserer Stadt *farneta* genannt werden und dem Dorfe *Servola* (*Sylvula*, das Wäldchen) die

Bezeichnung gaben, bedeckt, oder es waren auch dort Grundcomplexe und die Sommerfrischen der Triester Patrizierfamilien, wie der Ustia in Općina und Bane, der Rossi in Greta, der Bajardi in Bologna und Chiadino, der Rapicio in Chiabola, der Burlo und der Leo in Prosecco, Contovello und Barcola, der Bonomo, Conti und Marenzi in den zwei letztgenannten Dörfern und in Terstenik. Wenn wir unserem ersten Geschichtsschreiber Frater Frenaeus de Cruce Glauben schenken, wurde das Triester Territorium seit dem XII. Jahrhundert nach und nach besetzt, zuerst von rumänischen Flüchtlingen, die er rumieri nennt, dann von Wenden oder Slovenen. Diese waren insgesammt Hirten, weswegen auch der Name Mandriere, womit wir die Bauern unserer Umgebung bezeichnen, von Mandra, Herde, abgeleitet wird.

Die Anzahl der slovenischen Ansiedler, welche der Triester Gemeinde immer unterthänig waren und sich in obgenannten Ortschaften, in Longera, Catinara, Basoviza und Santa Croce vertheilten, war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr gering, denn erst unter der Regierung Josefs II. wurden ihnen hier und da eigene selbständige Pfarren bewilligt, während sie in früheren Zeiten in geistlicher Beziehung vom Triester Domkapitel abhängig waren, oder es wurden ihnen einige Schulen eröffnet, wie in Servola und Prosecco. Wenn daher die Bewohner unseres Stadtgebietes jetzt auch Slovenen sind und der slovenischen Sprache sich bedienen, so sind sie doch vermöge des täglichen Verkehrs mit den italienischen Stadtbewohnern im Ganzen genommen in Sitten und Gebräuchen mehr den Italienern als den Slaven ähnlich. Sie unterscheiden sich zwar hier und dort von ihnen; weil aber ihre alten Gewohnheiten mit ihrer ursprünglichen Tracht in unseren Zeiten nach und nach auszustorben drohen, so ist es wohl der Mühe werth, sie an dieser Stelle kurz zu beschreiben.

Betrachten wir unseren Landmann oder wie wir ihn gewöhnlich nennen, unseren Mandriere etwas näher. Vor Allem besitzt er im Grunde seines Herzens festen Glauben und echte Frömmigkeit. Wenn in seiner Pfarre Ave Maria oder die Sterbeglocke geläutet wird, unterbricht man das Gespräch, läßt die Arbeit stehen; Jedermann entblößt das Haupt und betet. Man bekreuzigt sich selbst, bevor man morgens das Haus verläßt, wenn der Blitz leuchtet und der Donner kracht, das Brot, bevor man es anschneidet, den Mund, wenn man gähnt, die Erde, bevor man den Pflug über sie zieht. Der gewöhnliche Gruß des Landmannes gegenüber seinesgleichen ist: „hvalen hodi Jesus Kristus Gelobt sei Jesus Kristus.“ Herren und Unbekannte begrüßt er artig mit den Worten: „dober dan Guten Morgen, dober večer Guten Abend, lahko noč angenehme Nachtruhe“, fügt aber immer den Wunsch hinzu: „Bog daj der Herr verleihe Ihnen dies“.

Er beräuchert sein Haus mit den sorgfältig getrockneten Blumen des Frohnleichnamsfestes, sobald ein Gewitter tobt. Er genießt keine Speiße am Ostersonntag, bevor sie nicht

sein Seelsorger gesegnet hat, und gewissenhaft beklagt er sich in der Beichte, wenn er an einem Sonn- und Feiertag die Predigt oder die Christenlehre und den Segen versäumt hat. Er hält sehr viel auf das allgemeine öffentliche Kirchengebet und so ist manchmal sein Seelsorger, den er gewöhnlich „gospod, seinen Herrn“ anredet, gezwungen, nach der Predigt oder nach der Christenlehre eine Unzahl von Vaterunser und Ave Maria, die prošnje, für Verschiedene aus verschiedenen Gründen zu beten.

Der Hausvater ist der oberste Herr in der Familie, die Frau kennt ihn nur unter dem Namen „gospoda, gospodarja, den Herrn“. Hat ihm der Bruder oder die Schwester ein Kind aus der Taufe gehoben, bei der Firmung Pathestelle übernommen oder waren sie bei seiner Trauung Beistände „compari de San Zuane“, dann wagt er nicht mehr sie mit „ti, du“ anzureden. Er ruft sie nicht mehr bei ihrem Namen. Er begrüßt sie nicht mehr mit den Worten: Bruder, Schwester. Er redet sie mit „vi, er, sie“ an; er heißt sie: „Gevatter, Gevatterin, hoter, hotra, compare, comare“.

Bei ihm herrscht die patriarchalische Einrichtung, daß der erstgeborne Sohn nach dem Tode des Vaters Haus und Hof bekommt. Die übrigen Söhne und Töchter werden ausgezahlt, sie bekommen die dota. Besucht er Sonntags die osteria, dann muß er vorher dem Früh- und Nachmittagsgottesdienst beigewohnt haben. Heiratet er, so müssen das seine Herren, Arbeitsgeber, Kunden und Bekannte in der Stadt erfahren. Die Braut trägt ihnen zur Schau in einem großen Korbe „buzolai“ und „confetti“, um Geschenke zu bekommen. Am Hochzeitstag wohnt er der Messe bei und Brautleute, Beistände, Verwandte und Gefolge beteiligen sich am Opfergange. Stirbt einer seiner Lieben, so zieht er ihn selbst an; er begleitet ihn bis zum Grabe und in der Erde vergräbt er mit ihm die kleinen Wachskerzen, welche in der Kirche während der Einsegnung der Leiche angezündet waren.

Das Weihwasser des Char- und Pfingstjamsstags und des Epiphaniestesfes darf in seinem Hause nicht fehlen. Am letztgenannten Feste läßt er von seinem Seelsorger sein Haus und Hof, auch Weihrauch und Kreide segnen. Mit dem Weihrauch beräuchert er dann seine Wohnung, mit der Kreide schreibt er die Jahreszahl, das Kreuzeszeichen und die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige + C + M + B (Caspar, Melchior und Balthasar) auf die Hausthür. Und das nicht ohne Sinn und Bedeutung. Durch das Beräuchern drückt er die Bitte aus: Gott wolle seine Wohnung so mit Gnade und Segen erfüllen, wie sie durch den Weihrauch mit Wohlgeruch erfüllt wird. Die Jahreszahl wird angeschrieben, damit das kommende Jahr ein in jeder Beziehung glückliches sei. Die Kreuze und die Buchstaben drücken die Bitte aus: Gott wolle die Hausinsassen durch die Verdienste Jesu Christi und durch die Fürbitte der heiligen drei Könige vor allen Unfällen bewahren.

Er nimmt mit Andacht an den Bittprocessionen Theil, — es handelt sich ja um das Gedeihen seiner Feldfrüchte und Reben und um eine reichliche Ernte. Er läßt zu Allerheiligen die Gräber seiner Lieben vom Seelsorger einsegnen und unternimmt auch dann



Ein Mandriere.

und wann eine Wallfahrt auf den heiligen Berg, „na sveto goro, sul monte santo“ bei Görz oder sogar nach Barbana. Er kennt genau die einzelnen vorgeschriebenen Festtage, insbesondere sveto rešnje telo, das Frohnleichnamsfest, und velika gospa, die große Frau

und Mutter — das Himmelfahrtsfest Mariens. Dazu helfen ihm ja die mala pratika der Bauernkalender und jetzt noch mehr der koledar družbe svetega Mohora, der St. Hermagoras-Kalender. Er empfiehlt sein Haus dem Herrn, wenn beim Anbruch der Nacht die Glocke zu Ehren des heiligen Florianus, des Schutzpatrons gegen Feuersbrünste, geläutet wird. Er geht jedes Jahr zur Christenlehre, wenn die Osterzeit herannaht, und den von seinem Seelsorger erhaltenen Beichtzettel gibt er ihm mit einem Geschenk zurück.

Unser Mandriere ist übrigens ein genügsamer Mensch. Er beklagt sich nicht, wenn auch sein Bett ein einfacher Strohsack ist — denn Federn kennt er nicht. Auch in seinen Speisen ist er eben nicht wählerisch. Während der Woche ist er mit jota, einer Zisolensuppe, mit Sauerkraut, mit etwas Kartoffeln oder mit Polenta zufrieden, denn sein Kalender zeigt ihm als Normatage, an welchen er sich etwas Besseres anschaffen kann: eine Taufe, eine Trauung, Weihnachten, Ostern, Frohnleichnam, Kirchweih und Martini.

Er ist nicht sehr gesprächig und nur selten flucht er. Thut er dies manchmal, dann möchte man glauben, ein Gewitter oder der Hagel seien im Anzug begriffen. Allein das geschieht nur in der Aufwallung des Zorns, während eines Streites oder wenn etwa der Wein Herr des obersten Stockwerks in seinem Kopfe ist. Stolz auf seine Körperkräfte beschränken sich dabei seine Productionen höchstens auf eine Tracht von Prügeln — denn Verbrechen werden von ihm nur äußerst selten begangen.

Abergläubisch wie er ist, schreibt er der Mora das Aupdrücken zu und ist überzeugt von der Existenz der copernice, der Hexen, welche nach seiner Meinung in den vier Quatemberwochen zum Teufelstanz zusammenkommen und sogar Helfershelfer und Gehilfinnen haben sollen. Diese letzteren üben mit jenen Hand in Hand den „slabo, hudo oko, den bösen Blick“, wodurch sie Menschen, Thieren, Gärten und Feldfrüchten schaden können. Als vermeintliches Gegenmittel trägt er daher etwas bei sich in Form eines Amulets. Oder er macht wenigstens, im Nothfall sogar versteckter Weise, das Zeichen eines Hornes mit den Fingern von sich weg. Auch sollen ihm etwas Weihrauch oder etwas Wachs der Osterkerze und des Ostertriangles nützen, während man in früheren Zeiten eine besondere Wirkung der Einsegnung der behexten Person und der von ihr gebrauchten Gegenstände von Seite alter Weiber zuschrieb.

Unterhaltungen kennt der echte Mandriere nur wenige. Bei ihm herrscht der, wie S. Raup in seinem Buche *de ritu ignis in natali sancti Joannis accensi* (Wien 1759) schreibt, auch bei den Deutschen übliche Gebrauch, am 23. Juni, am Vorabend des Festes des heiligen Johannes des Täufers Freudenfeuer anzuzünden und darüber zu springen. In den Vorstadtvierteln Renna nuova und Pegolotta ist ihm nun freilich diese Unterhaltung wie auch das Auflassen der Luftballone polizeilich verboten.

Vom Biertrinken will der Mandriera gar nichts wissen, wohl ist er aber ein guter Weinkenner und unterscheidet sehr gut das Lustigsein nach dem Trinken, das „dobra volja“, und das Betrunkensein, das „pijan biti“. Auch hat er seine Namen für den guten



Eine Mandriera.

Wein: teran, refosco, merzamin, maščena, moscato. Treten wir jedoch zur Abwechslung in eine Kneipe oder Branntweinschänke, in eine liquoreria oder petesseria, so finden wir leider sehr oft unter den „negri“ oder den „Wilden“, welche zwischen Rauchen, Fluchen

und Spielen ihr Geld und die Zeit vergeuden, während daheim die arme Familie Hunger leidet, auch Mandrieri.

Doch wenden wir uns von diesem trüben Bilde ab und den Freuden des Lenzes zu, die auch dem Mandriere beschieden sind. Da sind es vor Allem die „sagre“, die Kirchweihfeste, welche gewöhnlich an einem Sonntag in der Octave des betreffenden Patrociniumsfestes gefeiert ihm die beste Gelegenheit darbieten zu tanzen, oft bis zu einer Ausgelassenheit lustig zu sein, gegen die mit Recht die Seelsorger eifern. Am bestimmten Sonntag zieht nun bereits um Mittag die Musik herum und spielt, um ein Geldgeschenk zu bekommen, vor den Häusern der Honoratioren: des Ortsseelsorgers, des Gemeindevorstehers oder des Zupan, der reichen Bauern und von drei Uhr bis spät in die Nacht hinein wird gesungen, geläutet, getrunken und auf dem Tanzboden gepoltert.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß wie nicht wenige Triestiner Jünglinge und Mädchen an Sonn- und Feiertagen auf den sogenannten „liston“ gehen, das heißt, von zwölf bis zwei Uhr Nachmittags, um sich und ihre Kleidung bewundern zu lassen, auf dem Corso auf- und abpromeniren, auch der junge Mandriere sich nach der Sonn- und Feiertagsmesse mit seinen Juze (Marie) und Juzke (Mariechen) auf dem Corso sehen läßt. Einst war die Tracht der Mandrieri wirklich schön und malerisch. Sie trugen an der langen Weste große herabhängende silberne Knöpfe, kurze, am Knie offene schwarze Hosen und eine kurze gleichfarbige enganschließende Jacke. Im Sommer bedeckten sie den Kopf mit einem breitkrämpigen Hute, im Winter mit einer kostbaren lehnseffelförmigen Kappe aus Viberpelz, daher spottweise „caregon“ (Lehnseffel) genannt, welche gewöhnlich vom Großvater der Enkel ererbte. Die Weiber, die Juze, Juzke trugen weite Kitteln mit buntfarbigem Saume, eine kurze, schwere Tuchjacke, und bedeckten den Kopf mit einem weißen, am Rücken lang herabhängenden, mit kostbaren Spitzen geschmückten Leinwandtuche. Sie waren sparsame, tüchtige, fromme, biedere, arbeitslustige Landleute.

Allein tempora mutantur! Leider gehört, was von den Bewohnern der Triester Umgebung gesagt wurde, im Allgemeinen der Vergangenheit an. Die jungen Mandrieri und Juzke kleiden sich heutzutage schon wie die Bürger. Der Umstand, daß der Mandriere um die Hand eines Mädchens meist nicht aus seinem Heimatdorfe, sondern aus der Fremde freit, hat nicht wenig dazu beigetragen, die alten Sitten und Gewohnheiten des Landvolkes zu untergraben.

Grund und Boden wird nicht eben gut bebaut und liefert nicht das, was man zu erwarten hätte. Sie hängen nicht mehr mit Liebe an ihrer Heimat, sonst hätten sie nicht dieselbe in unseren Tagen mit unverzeihlichem Leichtsinne und mit so kindischer Unüberlegtheit verlassen, ihr wenig Hab und Gut verkauft, um im fernem unbekanntem Brasilien als Ansiedler ihr Glück oder vielmehr ihr Unglück zu suchen. Und unter den zurück-

gebliebenen jungen Mandrieri, vielleicht die vom Dorfe Servola ausgenommen, sind die wenigsten Landleute. Die meisten arbeiten in Triest als Maurer, Steinmetze und Straßenpflasterer, sogar als Facchini; sie sind dem Trunk und dem Spiel ergeben, während Juzze und Juzke in unserer Stadt Blumenhändlerinnen sind oder uns als Wäscherinnen dienen und Milch und Gemüse besorgen.

Vollksleben in Istrien (mit Ausschluß der Slaven).

Die alten Istrianer haben, wie wir in der Geschichte Istriens vom Bischof Jakob Philipp Tommasini (1645) lesen, viele Sagen und Gebräuche gehabt, welche ihren Ursprung aus Venedig herleiteten. Mit der Zeit haben sich dieselben wie die alterthümlichen Gebräuche beinahe sämmtlich verloren. So gibt es bei den italienischen Bewohnern des Landes keine volksthümlichen Gebräuche bei Taufen und Hochzeiten mehr. Nur hier und da werden die Brautleute vom Hause mit Musik abgeholt und in die Kirche geleitet, wobei die begleitenden Personen bei der Brautmesse bleiben. Dagegen pflegt Niemand die Abgestorbenen der unteren Stände zum Grabe zu geleiten, nicht einmal Jemand aus der nächsten Verwandtschaft. Man begnügt sich, der Familie einen Condolenzbesuch abzustatten und bei den Todtenofficien in der Kirche anwesend zu sein. Nur die Nachtwache, *la veja*, ist hier wie in Irland bei Personen niederen Standes üblich, wobei viel gespielt, gesungen, gegessen und gezecht wird, so daß man glauben möchte, eine Hochzeit finde im Hause statt und nicht eine Heimsuchung durch den Sterbefall.

Reich entfaltet erscheint dagegen der Aberglaube unserer Landleute. Wenn das Feuer singt, *se rugna el fogo*, so spuckt darauf die biedere Hausfrau und ruft zornig aus: „Hol' dich der Satan; heute werden wir einmal zur Abwechslung Zank und Wortwechsel im Hause haben.“ Es fällt ihr während des Nähens die Schere auf die Spitze zu Boden: nun, so wird ein Bekannter, ein Freund oder ein fremder Besuch kommen. Ist sie mit dem Kochen beschäftigt und juckt sie die Handfläche, so schmunzelt sie, denn ihr Mann wird ganz gewiß Geld nach Hause bringen. Unterdessen verschüttet sie Salz oder, was noch ärger ist, Öl auf den Boden: o weh, das bedeutet Unglück! Wer wird die Ursache sein? Morgens, und insbesondere am Neujahrstag hat sie beim ersten Ausgehen aus dem Hause ein altes Weib gesehen: da muß man sich ja hüten vor den Hexen, vor den Hexenmeistern, vor dem bösen Blick — lauter Vorzeichen des „*cenciut*“ oder des Alpdrückens. Sehr ausgebreitet ist auch die Meinung, daß Träume die Zukunft erschließen. Ihren Sinn und ihre Bedeutung verstehen entweder alte Weiber, die „*babe*“, oder die Traumbücher, und sollten diese nicht entsprechen, so nimmt man Zuflucht zum Kartenausschlagen oder Kartenlegen, zum „*butar le carte*“, dem beliebtesten Mittel vorzüglich bei unseren Mädchen und Frauen aus den niederen Volksschichten, um den Schleier der Zukunft zu lüften.